



Feiertabend



Mein Selbstmord.

Von Robert Neumann.

Es ist einige Zeit her — eine so befremdlich lange Zeit, daß es mich schwindelt, wenn ich die inzwischen durchkommenen Jahresprossen der schwanken Leiter niederblide. Ich war damals recht genau acht Jahre alt, und das weiß ich daher, daß ich zu meinem achten Geburtstag den Löwenkopf bekam, in dessen aufgesperstes Maul man mit Bällen warf, er hatte eine Feder in sich und schnappte danach. Diese Feder brach bald, das Tier ward auseinandergenommen und wanderte dann den Weg alles Spielzeuggerümpels, aber dieser Löwe (er roch nach Meißer und Lack — noch heute weiß ich seinen Geruch), dieser Löwe war schuld an allem.

Ich schlief damals im Speisezimmer auf einem Divan. Daneben war eine Kammer, und hinter dieser Kammer erst lag der Schlafraum der Eltern. Eines Nachts erwachte ich und sah an der Wand gegenüber den Löwenkopf, auf dem ein Laternenschimmer, sich von der Gasse her durchs Fenster verirrte, ein knöchernes Widerspiegeln und eine gräßlich vereinfachte Lebendigkeit wachrief. Ich schrie auf, schrie dreimal, mein lieber Vater kam, weiß, im Hemd, langen Unterhosen und Socken, fragte, was los sei, schalt dann und warf die Tür hinter sich zu.

Um diese Tür, um diese beiden Türen von meinem Speisezimmer zu jener Kammer und von der Kammer zum Schlafraum der Eltern ging dann der Kampf — ein Kampf, der von mir mit allen Fasern des Herzens, mit einer zitternden Aufgewühltheit geführt wurde. Ich hat, man solle die Türen nachtüber offen lassen, wenigstens zur Hälfte, wenigstens einen schmalen, ganz schmalen Spalt — nein, man wollte meiner Torheit nicht nachgeben und man ließ mich allein. Und dieses Entsetzen vor den Gesichtern meiner verstörten Nacht muß lange gedauert haben, denn ich kann heute nachrechnen, daß es beträchtlich später, erst ein paar Monate nach meinem neunten Geburtstag war, als meines Vaters Vater starb. Ich kannte ihn nicht, er wohnte irgendwo in der Slowakei, im Gebirge, aber ich erinnere mich der Nacht nach seinem Heimgang und der zwei dann folgenden Nächte als besonders glücklicher, als fast festlich erregter: mein lieber Vater hatte am Sims der Speisezimmerkonmode ein Del-

flämmchen angezündet, ein winziges Totenlicht; das brannte zweiundsiebzig Stunden tagaus und nachstein und gab meinem Schlaf eine schüchterne, schlichte und trauliche Helle. Aber auch das ging vorüber und mit meinen Klängen ward es so arg, jedes Knacken der Möbel, jedes widergespiegelte Licht von der Straße her verfezte mich so sehr in einen Taumel schreienden Entsetzens, daß ich schließlich wirklich in eine fiebrige Krankheit verfiel und ein paar selbige Nächte herrlich geborgen zwischen Vater und Mutter in deren breiten Betten verbringen durfte. Man ging dann sehr sanft und liebevoll mit mir um und am Tage meines ersten Schulgangs nach der Genesung bekam ich dann das Geschenk, das mich fast das Leben kostete. Mein lieber Vater brachte es heim. (Er hat es von seinem Frühstücksgeld gekauft — ich weiß heute, daß es meinen Eltern damals recht knapp zusammenging.) Es war eine Schachtel mit Mineralien: drei, vier Gesteinsorten, drei, vier Arten besonderen Glimmers, ein Bergkristall, zwei rohe Halbedelsteine, eine Pracht, die mich fast von neuem in Fieber warf. Es war Schulzeit, die Schachtel mit den Steinen steckte ich zu mir und machte mich auf den Weg. Gewiegt von meinem stillen Glück, wie schwerelos und immer wieder nach der Schachtel in meiner Tasche tastend, brachte ich die zwei Schulstunden hin und machte mich dann auf den Heimweg. Nun war aber in unserer Klasse einer, der hieß v. Herz, ein blonder, magerer, gestitteter Junge, ein Junge wie andre — von uns allen aber wurde er seines Adels wegen verehrt und angestaunt wie ein Meertier. Ich vornehmlich verband mit seinem Namen und dem kleinen Wort davor die Vorstellung eines Kavalleriegefechts und eines Empfangs bei Hofe, wobei v. Herz auf die kriegerischen Gescheide des Staates entscheidenden Einfluß nahm. Diesem v. Herz in Freundschaft mich anzuschließen, war seit je meine Sehnsucht, und war es das durch den Schach in meiner Tasche vermittelte Hochgefühl, das mich gerade auf jenem Heimweg mutig machte, war es noch ein Keß von Fieberkühnheit aus meinen Krankheits Tagen — an der Ecke der Kranenstraße und der Pilgergasse trat ich auf den Blonden zu, trat ihm in den Weg, rief ihn an, rief: „v. Herz!“, und hielt ihm die Hand hin.

Er blickte auf und reichte mir, verwundert ein wenig, doch wohlherzogen die seine und fragte höflich: „Wünschst du etwas?“ Ich hatte mancherlei sagen wollen, aber all das wäre nicht das rechte gewesen, denn mit einemmal war mir die Kehle eng. So war es mir im Augenblick um nichts so sehr zu tun, als darum, meinem Anruf einen Vorwand zu schaffen. Die Steine! Die Steine aus meiner Tasche wollte ich ihm zeigen. Stumm zog ich die Schachtel hervor, stumm öffnete ich sie, stumm ließ ich Stück um Stück in der kalten Nachmittagssonne aufleuchten und reichte es dann dem andern zu besserer Betrachtung. Der Blonde . . . oh, mein Reichtum machte auf ihn Eindruck, das sah ich. Stück um Stück ließ ich leuchten und legte es ihm in die Hand. Er nahm sie alle und hielt sie behutsam, daß sie nicht fielen. Dann hob er sein offenes, verwundertes und erfreutes Gesicht zu mir und fragte: „Wirklich? Das alles schenkst du mir?“

Die Kehle war mir eng — ich sagte nicht nein. Ich wurde sehr rot. Vielleicht habe ich sogar ja gesagt. Von Herz schob die Steine in seine Tasche. „Auf den Glimmer mußt du achtgeben, da ist echtes Gold drinnen“, sagte ich mühsam — die Kehle war mir eng. Von Herz nickte froh und rief mir einen frohen Dank zu und lief. Ich mag dort noch eine Weile gestanden haben: viele Menschen gingen an mir vorbei in der kalten Nachmittagssonne.

Da die schon niederer stand, wehte ein strenger Wind. Ich knöpfte den Mantel auf, breitete den Rock und ließ mir die harte Luft an das Hemd wehen. Sterben — krank sein — sterben, ging es mir durch den Kopf. Als ich heimkam, war der Tag gesunken. Beim Abendbrot sprach ich kein Wort. Die Mutter sagte: „Er ist noch krank.“ Aber das mit dem Wind hatte nichts genützt — ich fühlte kein Fieber. Ich ging zu Bette. Daß jene beiden Türen geschlossen würden, verlangte ich selbst und wurde dafür belobt. „Er nimmt Vernunft an“, sagte mein lieber Vater. Ich hätte ihn umarmen mögen vor vielem Weh — aber das hätte mich verraten. So stellte ich mich schlafend, bis alles still war. Dann erhob ich mich behutsam und drehte das Licht auf. Ein Glas Wasser hatte ich neben mir. Zwei Schachteln mit Zünd-

hölzern hatte ich schon vorher unbemerkt auf die Kommode gestellt. Die nahm ich. Ich brach die Köpfe ab und legte sie alle ins Glas. Agnes hatte einmal der Witter berichtet, ein Dienstmädchen aus dem Nachbarhaus habe sich so vergiftet. Ich fand keinen Döffel, den Trank zu rühren; so besorgte ich das mit einem Federstiel. Nun wollte ich trinken, aber da besann ich mich, daß in jenem Bericht auch von einem Abschiedsbrief die Rede gewesen war. Ich riß mit einem Gefühl grimmiger Freude zwei Seiten aus dem neuen Schreibheft, nahm Tinte und Feder, setzte mich an den Speisetisch und schrieb: „Bon Herz soll die Steine behalten. Es ist nicht deshalb. Sondern weil die ganze Welt keinen Sinn hat. Man stirbt und die Tage gehen doch immer weiter.“ Dann zeichnete ich drei Kreuze darüber und je ein Kreuz rechts und links. Ich zeichnete sie mit Sorgfalt und sauber, zweifeltichig und mit einem kleinen Schatten dahinter, daß es ausfah als wären sie eingepflanzt in einen schneigen Kirchhof. Ich legte mich hin, ich legte das Blatt auf meine Brust und griff nach dem Glase. Da ich kostete und da das Gebräu sehr bitter schmeckte, erhob ich mich wieder und suchte nach einem Stück Zucker. Das fand ich nicht. Doch in der oberen Lade der Anrichte lag ein Säckchen mit Rosinen und eines mit Mandeln. Daran zu rühren war sehr streng verboten. Aber darauf kam es ja zu der Zeit nicht mehr an. Ich kostete. Wochte die Mutter sich ein wenig ärgern — ich kostete noch einmal, mit einer grimmigen Freude —

mochte sie sich ärgern, daß trat ja doch zurück hinter ihrem Schmerz. „Wir hätten die Lären offenlassen sollen, wie er es immer wollte“, wird mein lieber Vater sagen und weinen. Mir kamen die Tränen in die Augen — ich nahm eine Mandel und zwei Rosinen. Ja, dann werden sie weinen, aber dann ist es zu spät, dann liege ich bleich, kalt und einsam und Agnes mag es im Hause und in allen Häusern der Gasse erzählen, was in meinem Abschiedsbrief zu lesen war. Ich stellte den Lodesstrank auf den Sessel neben dem Diwan, ich nahm das Säckchen mit den Rosinen und das mit den Mandeln und troch aufs neue unter die Decke. Von beiden kostete ich ein wenig und dachte: Von Herz wird die Steine auf meinen Grabhügel legen, alle im Kreise und den Bergkristall in die Mitte. Vielleicht wird er auch bei Hof davon erzählen. Mandeln schmecken besser, wenn man sie mit Rosinen zusammen isst, dachte ich schon verschonnen. Auch des unberührten Glases nebenan auf dem Sessel gedachte ich. Aber da schlief ich schon beinahe. Und dann schlief ich ein.

O Weg, o Welt, o Weh, das die Brust sprengt! Es ist einige Zeit her — eine so befremdlich lange Zeit, daß es mich schwindelt, wenn ich die inzwischen durchglommenen Jahres sprossen der schwanken Leiter niederblide. Ich bin damals nicht gestorben — ich bin es bis heute nicht. Und sitze nun da, plumper Mann, dem die Haut gilbt, und taste und kann ihn doch nicht halten, denn feinen Sand, der mir durch die Finger rinnt.

sie einen aus einer bestimmten Wurzel bereiten Tee trinken werde. Sie würde dann in einem Monat jenen Umfang erreicht haben, der seiner Würde entspräche.

Und damit die Werbung unterstützt wird, schick er gleich sein afrikanisches Brautgeschenk: einige hundert Schafe, dazu Schalen aus getriebener Silber und ein köstliches kostbarer Juwelen. Lady Mills hat sein Angebot trotzdem abgelehnt und der Häuptling war fast beleidigt. Was konnte es schließlich noch besseres geben, als die (wenn auch vierte) Frau eines Häuptlings zu werden und über Kinder und Sklavinnen nach Lust zu verfügen?

Der vielleicht originellste Heiratsantrag, den die Forschungsreisende erhielt, kam aber von einer Frau, die die Lady mit ihrem eigenen Mann, einem alten, dicken Häuptling, verheiratet wollte, der ebenso dumm wie gutmütig war. Die kleine, schwarze Häuptlingsfrau war achtzehn Jahre alt und ein entzündendes Ding. Sie nahm die Lady kurz nach ihrer Ankunft beiseite und bat sie, ihr einen großen Dienst zu erweisen. Und dann erzählte sie, daß sie sich in einen jungen, hübschen Menschen, der am Abend zuvor mit einer Karawane dort angekommen war, verliebt habe und sich gern mit ihm treffen wolle. Nun habe der Häuptling beschlossen, der Lady zu Ehren — deren Klugheit und Kenntnisse er sehr bewunderte — ein Fest zu geben. Diese sollte also die Güte haben, den Häuptling möglichst lange zu beschäftigen. Der Wunsch der kleinen Frau wurde erfüllt. Das Fest dauerte bis zum frühen Morgen.

Alles in allem — schließt Lady Mills, — ist die weiße Frau in Afrika beinahe so beliebt, wie der weiße Mann verhaßt ist, und sie hofft, daß ihr die vielen ausgeschlagenen Heiratsanträge bei ihrer nächsten Afrikareise nicht hinderlich sein werden.

Die Wolgashlepper.

Von Ernst Waldinger.

Ewig schlaflos schleppen sich die Fluten,
Einen Rud noch!
Wie die Fingern von den Striden bluten,
Einen Rud noch!
Tag um Tag, wann dämmert schon die Frühe?
Zieh noch einmal und noch einmal,
Zieh fester an, daß doch einmal,
Ein Ende sei der Menschenmühe.
Einen Rud noch!

Kraft ist da, um nicht mit Kraft zu geizen,
Einen Rud noch!
Gute Erde trägt den blonden Weizen,
Einen Rud noch!
Krumm der Rücken unter Seiles Zwang,
Zieh noch einmal und noch einmal,
Der straffe Strick reiht doch einmal,
Inzwischen hilft uns ein Gesang.
Einen Rud noch!

Anechte wolltet ihr und macht uns schuldig!
Einen Rud noch!
Breites Land liegt still und trägt geduldig
Einen Rud noch!
Wenn der Frost das grüne Korn verzehrt,
Zieh noch einmal und noch einmal,
Es kommt die Zeit, daß doch einmal
Der Acker sich der Frucht verwehrt.
Einen Rud noch!

Wir sind sehnsuchtsdräng und tatenlos,
Einen Rud noch!
Uns ist Sendung und Sarmatenlos,
Einen Rud noch!
Schollenfromm sind wir auf Ackererden,
Zieh noch einmal und noch einmal,
Spring, Funken, drein, daß doch einmal
Wir Flammen im Feuer werden!
Einen Rud noch!

Afrikanisches.

Lady Dorothy Mills, eine Forschungsreisende, ist vor kurzem aus dem schwarzen Erdteil zurückgekehrt. Nun gibt sie in einer englischen Zeitung ihre afrikanischen Erlebnisse wieder. Dabei geht Lady Mills nicht von der Frage aus, wie stelle ich mich zu Afrika, sondern wie hat sich Afrika zu mir gestellt. Und sie erzählt von vielen lustigen Episoden mit schwarzen Häuptlingen und ihren Frauen.

Sie erzählt unter anderem, daß sie auf der Durchquerung der Sahara zum Stamm der Tuareg gelangte, die auch heute noch von Raub und Menschenraub leben. Die Männer der Tuaregs hatten eine ritterliche Art, ihr zu begegnen, wie sie auch unter Europäern nur schwer zu finden ist. Sie wurden darin aber von den Frauen, die bei den Tuaregs das Zepher der Herrschaft führen, noch weit übertroffen. Denn die Frauen verzärtelten und verwöhnten Lady Mills auf jede Weise und bemühten sich, die weiße Frau um jeden Preis bei sich zu behalten.

Eines Tages bot ihr die Frau eines Scheifs einen ihrer jüngeren Krieger an, von dem sie wußte, daß Lady Mills ihn gern sah. Auf den Einwand der Lady, daß sie ja schon verheiratet sei, erwiderte die Häuptlingsfrau, das mache nichts aus. Es sei zwar anzunehmen, daß der englische Gatte mit dieser neuen Heirat nicht ganz einverstanden sein werde, aber ihr neuer Gatte werde den anderen suchen, finden und — beiseite schaffen. Ein größeres Entgegenkommen kann man nicht verlangen!

Ein anderes Mal in Südwestafrika. Da war ein Häuptling, der schon mit drei Frauen (zwei schwarzen und einer braunen) verheiratet war. Eines Tages läßt er bei Dorothy Mills anfragen, ob sie nicht Lust hätte, als vierte ins Frauenhaus zu übersiedeln. Allerdings ließ er der Lady gleichzeitig sagen, daß sie als Gattin eines so bedeutenden Häuptlings viel zu dünn sei; er müsse daher die Bedingung stellen, daß

Ach, das verstehst du nicht . . .

Sie war eine von den Millionen ewiggehegter Proletarierinnen, die die Stunden der Tage und der Nächte teilen zwischen der Fabrik, dem Haushalt, dem Manne und den Kindern. Nie hatte sie Zeit für sich — nie hatte sie Ferien.

In den Arbeitspausen in der Fabrik beschäftigten sich ihre Gedanken mit ihrem Loz, las sie die Zeitung und baute sich ihr Weltbild. Manches gab es, das sie nicht verstand — sie hatte ja Pflichten, Pflichten und keine Zeit, sich mit Problemen zu befassen. Ihr ganzes Leben war ja „Problem“.

Ich weiß nicht, weshalb sie eines Tages zu mir kam. Einmal hatte ich sie irgendwo gesprochen. „Zeit“ hatte sie nicht viel; sie wollte mich nur einmal etwas fragen. Wir plauderten über alltägliche kleine Dinge im Proletarierleben und über politische und sonstige Frauenfragen. — „Ob sie wiederkommen dürfe“, fragte sie beim Abschied. „So oft Sie wollen“; ich sagte das ruhig und freundlich. Als Arie hätte ich es singen mögen! Aber vielleicht hätte sie nicht verstanden, daß ein Mensch singen kann, weil ein anderer Vertrauen zu ihm hat.

Dann habe ich ernsthaft über die kleine Frau nachgedacht. Was hatte sie doch noch gesagt? „Mit den Männern kann man sich doch nicht unterhalten, die sind immer so überlegen und gleich ungeduldig.“ Hatte sie recht? Tausendmal hatte sie recht! Ich war ja erst einige Tage vorher Zeuge, als eine Frau von ihrem auf dem Sofa liegenden, in „blauen Dunst“ gebüllten Gatten auf eine politische Frage die ungnädige Antwort erhielt: „Ach, das verstehst du nicht!“

Ich möchte tausend Frauen fragen, ob sie es kennen, dieses: „Ach, das verstehst du nicht!“

sicher würde ich 990 Fragen mit „Ja“ beantwortet bekommen. Ob die 990 Männer, Brüder und Väter wissen, daß sie mit dieser Antwort Berge von Vertrauen erschüttern, daß sie sich damit Steine in den Weg legen, die ihnen das Ziel noch schwerer erreichbar machen?

Und du, Genosse Vater, Bruder, Ehemann? Gehört auch du zu den 990? Rein! Du bist ja Sozialist und weißt, daß die Frau erst seit der Revolution Stimmrecht und damit die Möglichkeit hat, die Politik zu beeinflussen, du siehst täglich, daß die Frau bei der unglücklich-notwen-

digen Verbindung von Erwerbsarbeit und Hausfrauen- und Mutterpflichten nicht Zeit hat, sich so intensiv mit politischen Fragen zu beschäftigen wie du.

Und deshalb gehst du mit feinem Verständnis auf ihre Fragen ein und sagst nicht: „Ach, das verstehst du nicht!“ Schließlich weißt du ja, daß wir seit Beendigung des Krieges einen Frauenüberschuß haben, daß die Frauenstimmen die Wahl entscheiden, und daß wir sie alle, die Frauen, Schwestern und Töchter, für den Sieg des Sozialismus brauchen.

Ungehoene Schätze im Toten Meer.

Von allen Binnensalzeen hat keiner von jeher so sehr das Interesse der Chemiker wachgerufen wie das Tote Meer. Der ungeheure Salzreichtum dieses merkwürdigen Gewässers hat schon seit langer Zeit zur Ausbeutung gelockt und neuerdings mehrten sich wieder die Plänen zur Erschließung des im Toten Meer enthaltenen Mineralreichtums tragen. Dann würde das Tote Meer die längste Zeit „tot“ gewesen sein, und gar bald würden Maschinen und Fabrikschote, Motore und Automobile Leben an seine Ufer bringen. Vorläufig liegen seine Gestade freilich wüst und öde. Aus dem unfruchtbaren, rissigen Bodengrund sproßt kaum hier und da ein kümmerlicher Palm, und ohne Leben starren an den Ufern die in der Sonne glitzernden, von Salz verkrusteten Tonhügel. Auf hundert Teile Wasser des Toten Meeres, dessen Spiegel 394 Meter unter dem des Mittelmeeres liegt, kommen 23½ Teile Salz, und zwar 6.7 Prozent Natriumchlorid (Kochsalz), 11.8 Magnesiumchlorid, 3.3 Kalziumchlorid, 1.1 Kaliumchlorid, und 0.5 Magnesiumbromid. Von diesen Bestandteilen käme als wirtschaftlich verwertbar allerdings wohl nur das Chloralium in Betracht; Magnesiumchlorid und Kalziumchlorid wären praktisch wertlos, und auch der Brom- und Kochsalz-Ertrag würde nicht den gewaltigen Apparat lohnen, dessen Aufbau zu ihrer Gewinnung erforderlich wäre. Somit steht und fällt das Projekt der praktischen Ausbeutung des Toten Meeres mit der wirtschaftlichen Möglichkeit einer lohnenden Gewinnung von Kalisalzen aus seinen Wassern. Siehe sich hierfür ein brauchbares und ergiebiges Gewinnungsverfahren finden, was freilich bei der überaus ungunstigen Lage des Toten Meeres sehr zweifelhaft erscheint, so dürften die gewonnenen Kaliumengen in der Tat einen spürbaren Einfluß auf den Weltmarktpreis dieses wichtigen Düngemittels gewinnen.

Unserer Ahnen Reih' und Zahl.

Von ERNST MÜLLER.

„So ging also, wenn wir immer weiter in die Vergangenheit zurückblenden, unserm Vater der Großvater, dem Großvater der Urgroßvater usw. voraus. Nun, Jungens — ich richte diese Frage an Schüler der Oberstufe —, sagt mir mal, wieviele Väter sind das wohl zurück bis zur Zeit von Christi Geburt? Ihr habt ja im Geschichtsunterricht erfahren, was sich alles seit der Schlacht im Teutoburger Wald bis zur Gegenwart Wichtiges ereignet hat. Wieviele Vätergenerationen, meint Ihr, haben diese historische Entwicklung herbeigeführt? Aber bitte, nicht erst lange rechnen! Sagt mir rasch, wieviel Ihr schätzt!“

Einer ruft: „Dreihundert!“ — „Das scheint mir aber doch zu viel! Denn 1928 Jahre durch 40 Väter gibt ja noch nicht mal ganze 5 Jahre und würde bedeuten, daß jeder der Vorfäter bereits im Alter von 5 Jahren seinen erstgeborenen Sohn besaß!“ — Die Jungens lachen.

Am nächsten Tage errechnen wir gemeinsam — die Schüler haben sich über die Geburtsjahre ihrer Väter unterrichtet —, daß das Durchschnittsalter der Väter bei der Geburt ihrer in der Klasse versammelten Söhne 32.7 Jahre betrug. Das stimmt gut überein mit statistischen Untersuchungen an größeren Bevölkerungsgruppen, nach denen sich innerhalb eines Jahrhunderts drei Geschlechterfolgen ablösen, also der Geburtstag des Urgroßvaters durchschnittlich rund hundert Jahre vor dem eigenen liegt.

Bis zur Zeit vor Christi Geburt ergibt das also 19.29 mal 3 = 58 Vorfäter oder Generationen. Unser 58. Vorfater kann also dabei gewesen sein, als unter Hermann dem Cherusker die römischen Legionen des Quintilianus Varus im Teutoburger Walde vernichtend geschlagen wurden. Als unser 100. Vorfater aber lebte (14. Jahrhundert v. Chr.), lag ganz Germanien noch im vorgeschichtlichen Dunkel; in Ägypten wurde ungefähr in dieser Zeit dem Könige Tut anch amon ein prunkvolles Grabmal errichtet. Und unser 200. Vorfater im 5. Jahrtausend v. Chr. genöß möglicherweise innerhalb seiner Menschenhorde besonderes Ansehen, weil er die Fertigkeit, aus Feuersteinen Werkzeuge und Speerspitzen zu schlagen, recht gut verstand.

So läßt unsere Berechnung sicher für viele überraschend erkennen, daß wir es innerhalb von ungefähr 200 Generationen von der Steinzeittechnik bis zum elektrischen Kochtopf, drahtlosen Fernsehen und Tonfilm gebracht haben. Und wie gewaltig hat sich während dieser Vorfäterreihe auch die Vorstellungswelt der Menschen verändert!

Ueberrascht beim vorangegangenen Rückblick die niedrige Zahl, so ergibt sich für eine andere Betrachtung unserer Vorfäterreihe das Umgekehrte.

Ein jeder von uns hat einen Vater und eine Mutter, durch diese zwei Großväter und

zwei Großmütter, durch diese wieder vier Urgroßväter und vier Urgroßmütter usw. Und da es immer so war, daß ein Mensch Vater und Mutter hatte, muß jede weitere Generationenreihe, die wir in die Vergangenheit zurückgehen, die Zahl unserer direkten Vorfahren verdoppeln. Die sogenannte „Theoretische Ahnenzahl“ schwilt dadurch in der gleichen Weise immer rascher an, wie die Anzahl der Weizenkörner, die sich der indische Erfinder des Schachspiels angeblich von seinem Fürsten als scheinbar recht bescheidene Belohnung erbat: aufs erste Feld ein Korn, aufs zweite zwei, aufs dritte vier usw.; das ergab auf dem 64. Felde eine so ungeheuer große Menge von Weizenkörnern, die beim besten Willen nicht zu beschaffen war.

Die gleiche Berechnungsart ergibt so für die 58. Vorfätergeneration, die ungefähr am Anfang unserer Zeitrechnung lebte, die unvorstellbar große Zahl von 304.614 Billionen Ahnen für einen jeden heute lebenden Menschen. So viele unseres Geschlechts hat aber unser Planet selbst durch die paar Jahrtausendtausende hindurch nicht getragen, seit Menschen sind. Heute leben auf der Erde etwa 1.5 Milliarden, und damals ums Jahr 0 waren es sicher viel weniger; denn als Kaiser Augustus befahl, daß „alle Welt geschätzt würde“, ergab sich eine Gesamtbevölkerung des römischen Weltreichs von rund 100 Millionen. Die germanischen Stämme umfaßten damals zusammen sicher nur einige Hunderttausende.

So besteht also zwischen unserer zweifellos doch richtig berechneten Ahnenzahl und den tatsächlichen Verhältnissen eine recht erheblich große Differenz, die wir zu überbrücken verpflichtet sind. Zwei in logischem Zusammenhang stehende Tatsachen gestatten das in völlig befriedigender Weise:

Vor allem haben wir uns gegenwärtig zu halten: unsere Großväter und Großmütter sind zugleich auch Großväter und Großmütter einer ganzen Reihe anderer, mancher wahrscheinlich sogar unbekannter Angehöriger unseres Verwandtschaftskreises. Das gilt von jeder weiter zurückliegenden Reihe im gesteigerten Maße.

Trotzdem würde dieser Umstand allein nicht genügen, die Berechnung mit den Tatsachen auszugleichen. Wir werden vielmehr mit zwingender Notwendigkeit noch zu einer anderen Erklärung gedrängt: in den Generationen vor den Urgroßeltern müssen außerdem, ebenfalls in immer zunehmendem Maße, Verknüpfungen zwischen den heute nicht mehr als verwandt angesehenen und nachzuweisenden Familien erfolgt sein. Mit anderen Worten: wenige Geschlechter zurück hat innerhalb der einzelnen Völker unbewußte Inzucht in sehr starkem Maße stattgefunden. Diese uns unbekannteren Verwandtschaftsbeziehungen umschließen je weiter zurück desto größere Kreise, zu denen die meisten der heute Lebenden in Beziehungen stehen

Eine wahre Geschichte aus dem Schwarzwald.

War ein Bauer in dem Schwarzwald an Typhus erkrankt.

Der Arzt beordnete ein heißes Bad.

„Wieviel Grad, das Bad?“

„Siebenundzwanzig!“

„Wie hoch die Zimmertemperatur?“

Der Arzt möchte die prächtige alte Bauernfrau dem ganzen Stottertal als Muster hinstellen!

„Achtzehn Grad, liebe Frau!“

Als der Arzt wiederkommt, steht ein dampfender Kibel im Zimmer. Der Arzt steckt den Finger ins Wasser . . . zieht ihn mit einem Aufschrei zurück.

„Was machen Sie mit dem heißen Wasser?“

„Da, des ich's Bad vom Mann!“

„Ja, um Gottes Willen, das ist ja viel zu heiß! Wieviel Grad hat's denn? . . .“

„Da, genau wie Sie's g'sagt hen! 27 Grad fürs Wasser und 18 Grad fürs Zimmer, das macht 46 Grad!“

„Ja, aber Frau, da dürfen Sie Ihren Mann nicht-drin baden!“

„Da! Wer hen ihn schon badet! Er ist schon verbräht . . .“

Vom kommenden Krieg.

Im Kreise Bonewesch in Litauen erzählen sich die Bauern neuerdings dieses Märchen, das die litauische Schriftstellerin G. Pettevicaitė aufgezeichnet hat.

Im vergangenen Winter während der starken Fröste fuhr ein Mann zum Markt. Als er eine Strecke im Walde zurückgelegt hatte, begann sein Gaul plötzlich zu scheuen und sich zur Seite zu werfen. Aus dem Gebüsch trat ein Greis hervor und bat den Bauern um wärmere Kleidung. Der Mann lehnte zunächst ab, sagte, er hätte keine mit. Aber plötzlich tat ihm der frierende Greis leid, er hieß in an derselben Stelle warten, machte kehrt, fuhr nach Hause, nahm einen Pelz mit und fuhr in den Wald zurück.

An derselben Stelle fand er den Greis vor, der geduldig auf ihn wartete. Obwohl der Gaul beim Anblick des Greises vor Schreck schob und zitternd zurückwich, übergab der Bauer dem Friierenden den Pelz. Der Greis nahm den Pelz und forderte den Mann auf, mit ihm ein wenig tiefer in den Wald zu gehen. Der Bauer ließ sein Pferd stehen und folgte dem Greise.

Als sie eine Weile gegangen waren, gewahrte der Bauer im Gebüsch drei Fässer.

Der Greis aber sagte:

„Nah gut auf und merke es dir! Hier sieht du drei Fässer — eines voll Wasser, eines voll Getreide, eines voll Blut. Da du dich meiner erbarmst und mir Gutes erwiesen hast, will ich's dir vergelten und dich warnen. Wisse denn, dieses erste mit Wasser gefüllte Faß — das ist der vergangene Regensommer, der eure Felder mit Godewasser überschwemmte; das zweite Faß voll Getreide — das ist der Sommer dieses Jahres, der euch die reichste Ernte bescheren wird; das dritte voll Blut — das ist der dritte Sommer, der euch einen großen Krieg bringen und die ganze Welt in Blut ertränken wird.“

(Aus dem Litauischen von G. B.)

Der gute Ton von 1624.

Im Jahre 1624 machte das rüpelhafte Benehmen der jungen österreichischen Kadetten nachstehendes Was des österreichischen Hofmarschallantes notwendig, der einen äußerst interessanten Einblick in die Sitten der damaligen Zeit gewährt. Er lautet:

„Seine königliche Hoheit haben geruht, verschiedene Offiziere zur Tafel zu laden, und haben häufig Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der größte Teil der Offiziere sich mit der größten Höflichkeit und guten Erziehung benimmt und sich gleich wahren und würdigen Cavalieren anfühlt. Rechtsdiesweniger erscheint es Höchstdemselben aber raskam, den minder erfahrenen Kadetten Ordnungsvorschrift zu machen: Sie sollen:

1. Seine königliche Hoheit gleich nach Ankunft ihre Hochachtung beweisen, hübsch gekleidet, mit Hock und Stiefeln versehen, und nicht in das Zimmer in halbtraurigen Zustand treten.

2. Bei der Tafel nicht mit dem Stuhle schaukeln oder sich darin reckeln, noch die Beine der Länge nach ausstrecken.

3. Nicht nach jedem Mundvoll trinken; denn wenn sie das tun, so werden sie bald berauscht sein. Sie dürfen also den Becher nicht mehr als zur Hälfte nach jedem Gang leeren und müssen sich vor und nach dem Trinken den Mund und Schnurrbart rein abputzen.

4. Die Hände nicht in die Schüsseln stecken und die Knochen nicht unter den Tisch werfen.

5. Nicht die Finger abzelen, noch in die

Zeller ausspucken und ebensowenig die Nase am Tischstuch abputzen.

6. Nicht so bestialisch trinken, um vom Stuhle zu fallen und verhindert zu sein, aufrecht zu gehen.“

Und diese Herrchen waren nun Sprößlinge der ersten Familien des Landes. Wie mag wohl ihr Benehmen gewesen sein, wenn sie zufällig mal mit dem „Voll“ zusammenkamen?

Gottthard Brodt.

Grotische Delikatessen.

Die Ansichten über das, was als essbar anzusehen und als besonders wohlschmeckend zu schätzen sei, gehen innerhalb der verschiedenen Völker unseres Erdalles erstaunlich weit auseinander. Auf der Tafel der Chinesen und Japaner erscheinen die seltsamsten „Lederbissen“; afrikanische Stämme verzehren mit Vorliebe Heuschrecken und sogar Termiten und Skorpione. Verspürt der fischende Samoaner Hunger, so nimmt er einen Fisch, befreit ihn von den Flossenstacheln und verzehrt ihn „mit Haut und Haaren“. Eine Solothurie oder Seegurke (Stachelhäuter von Wurmförmigkeit mit lederartiger Haut) ist ihm auch willkommen; er befreit diese von der Haut und dem Inhalte und das dabei übrigbleibende, weißrote „Fleisch“ ist derartig kaltsüßig, daß es knirscht. Jedoch auch im Urwalde kann man Hunger bekommen, aber hier ist gleichfalls für ein kräftiges Mahl gesorgt, dem zuzuschauen starke Nerven erfordert. Die Wade des größten und seltensten Vorkäfers Samoas lebt in vermoderten Baumstämmen, die ja jeder tropische Urwald sehr zahlreich aufweist. Bei der Stärke eines Damms erreicht diese Wade eine Länge von über 10 Zentimeter, und durch ihr zahlreiches Austreten wird der stärkste Stamm in kurzer Zeit zerstört. Entdeckt der Samoaner einen solchen heimgesuchten Stamm, so läßt er alles stehen und liegen, um sich mit Art und Baumesser des verlodenden Gerisches zu versichern. Diese Tiere werden nun mit wahren Behagen bei lebendigem Leibe verzehrt; nur der winzige Kopf bleibt auf dem Schlachtfelde.

Was mancher nicht weiß.

Der Pariser Architekt Mansard baute um 1600 zuerst die später nach ihm benannten Dachlambranen.

Der belgische Musiker Adolf Sax erfand das nach ihm benannte Saxophon.

Der Platinbedarf der Welt befindet sich zum weitaus größten Teil im Besitz der Compagnie Industrielle de Platin in Paris, die je nach Bedarf den Markt mit den erforderlichen Mengen versorgt.

In Indien gab es nach der letzten Volkszählung rund 250.000 Menschen, die noch nicht fünf Jahre alt und dennoch schon verheiratet waren.

Der Vollmond besitzt nur den 57.000. Teil der Leuchtkraft der Sonne.

Bei den afrikanischen Buschmännern sind keine Hochzeitszeremonien üblich.

Wenn man alle Zigaretten, die in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in einem Jahre geraucht werden, hintereinander legen würde, könnte man damit den Äquator 126mal umspannen.

Die älteste noch vorhandene Neujahrskarte stammt aus dem Jahre 1530.

Wenn man 70 Jahre alt geworden ist, hat man rund 1160 Zentner Nahrungsmittel aller Art zu sich genommen.

Kein Vogel fliegt gern, wenn er einen starken Wind im Rücken hat. Bei Sturm vertreiben sich fast alle Vogel.

Allerlei.

Ein revolutionäres Metall. Ein Metall, mit dem man Stahl wie Butter schneiden kann, ist wertvoller als Gold. Das Metall ist gefunden — es kostet doppelt soviel als Gold. Die Kruppschen Werke in Essen stellen es her, das wie Diamant schneidende Gemisch von Wolfram, Kohlenstoff und Kobalt. Natürlich ist es patentrechtlich geschützt. Das amerikanische Herstellungsrecht ist von zwei Firmen erworben worden, die eine davon (General Electric) bringt es unter dem Namen Carboloy auf den Markt und verkauft das Pfund für 500 Dollar, während Gold etwa 290 Dollar kostet. Arbeitserparnis wird auf 30 bis 40 Prozent bemerkt, ebensoviel Material-Ersparnis durch Verringerung des Verschleißes. Das Metall hat fast die Härte des Diamanten. Es steht gegenwärtig erst am Anfang seiner Entwicklung, da es z. B. Taschenmesser oder Küchenmesser daraus noch nicht gibt, ebenso viele andere Gebrauchsgegenstände mit Schneiden nicht. Widmessen brauchen nie geschliffen zu werden.

Eine Riesentalsperre wird jetzt am Saludafluß, 16 Kilometer von Columbia in Südkarolina errichtet. Die Anlage liefert nach einem Bericht der „Umschau“ das Wasser für ein Elektrizitätswerk von 300.000 PS. Die Sperre besteht in einem gewaltigen Erddamm, der 69 Meter hoch, am Grunde 400 Meter breit und etwa 2400 Meter lang ist. Ueber die Dammkrone soll eine breite betonierte Fahrstraße führen. Der Stausee wird 65 Kilometer lang und an der breitesten Stelle über 22 Kilometer breit sein; er bedeckt bei vollkommener Füllung eine Fläche von 215 Quadratkilometern und faßt genug Wasser, um das Werk auch bei einer halbjährigen Trockenheit in Betrieb zu erhalten.

Weiteres.

Unerwartet. Der Sohn einer sehr reichen Familie in Amerika ist wegen einer Jugendtorheit angeklagt und die Familie befürchtet, daß der Sohn Zuchthaus bekommen werde. — Um die Schande, ein Familienglied im Zuchthaus zu haben, abzuwenden, bittet der Verteidiger den Geschworenenobmann, doch dahin zu wirken, daß der Junge lediglich Gefängnisstrafe bekommt. — Man verspricht den Geschworenen zehntausend Dollar für den Fall, daß der Junge lediglich Gefängnis statt Zuchthaus erhält. — Nach der Verhandlung, bei welcher das Urteil auf zwei Jahre Gefängnis lautet, gibt der Verteidiger dem Geschworenenobmann das Geld und bedankt sich im Namen der Familie. — Da sagt der Obmann: „Einmal habe ich das gemacht, mach's aber nie wieder, was meinen Sie, was ich hab' reden müssen, daß der Junge Gefängnis bekam, mir tut jetzt mein Mund noch weh.“ — Verteidiger: „Ja, warum wollten denn die anderen durchaus Zuchthaus haben?“ — Obmann: „Zuchthaus, gar keine Idee, absolut freisprechen haben sie ihn wollen.“

Das Erkennungszeichen. „Kunze hat sich doch jetzt einen Bart stehen lassen. Ich habe ihn gestern getroffen und habe ihn kaum wiedererkannt.“ — „Und wie so wußtest du, daß es Kunze war?“ — „Ich habe ihn schließlich an meinem Schirm erkannt.“ („Lise.“)

Geiz. Flosie kommt aufgeregter zu Me Karren gelaufen. „Edgar hat einen Pfennig verschluckt, Vater!“ — „D.“ sagt der schottische Vater, „das macht nichts, laß ihm den Pfennig, er hat ohnehin übermorgen Geburtstag.“